

Ventilatorenmodell mit Doppelschmuckfigur



Festspielzeit in deutschen und österreichischen Landen. Doch auch abseits der großen Kulturmetropolen blüht die Kunst: zum Beispiel im beschaulichen Beaune, wo die Barockmusik zu Hause ist.

Ob Detlev Glanert wohl der deutsche Puccini unserer Zeit ist? Zumindest wird er fleißig an den Stadttheatern nachgespielt. Stanislaw Lem hat er sein elftes Opus „Solaris“ gewidmet, welches die Bregenzer Festspiele eröffnete. In der utopischen Geschichte des Psychologen Kelvin, der auf einem fernen Planeten mit seinen von einem Ozean erzeugten Schuldgefühlen in der Gestalt seiner toten Geliebten konfrontiert wird, gelingt Glanert ein Opernabenteuer voll von traumverloren-zarter, nur selten sich zu Clustern und Ausbrüchen ballender Stimmung.

Verantwortung, Schuld, Erinnerung. Das sind die Schlagworte, um die Lem und Glanert kreisen. Rein musikalisch wird das überdeutlich, doch auch das Regieduo Moshe Leiser und Patrice Caurier will alles herzeigen – und langweilt so doch bald nur. Dafür geht vom Orchestergraben so mancher Sog aus. Markus Stenz bringt die Wiener Symphoniker liebevoll umsichtig zum Glühen in fremden Planetenwelten. Die Musik bettet die Sänger weich, darunter den präsenten Dietrich Henschel als Kelvin und die natürliche Marie Arnet.



Die Stadt hat nur 28.000 Einwohner. Aber trotzdem hat sich das vornehmlich wegen seiner Weine berühmte Beaune zu einem Opernzentrum entwickelt. Und das seit 30 Jahren. Weltberühmte Sänger, Dirigenten und Orchester treten in dem pittoresken Ort in Burgund auf. Viele CD-Einspielungen künden von seinem Ruhm. Der freilich ein sehr spezieller ist. Denn in Beaune pflegt man die Barockoper. Als Aufführungsort für die nur konzertant dargebotenen Produktionen dient der hinreißende Innenhof des Hôtel-Dieu. Das ehemalige Armenspital von 1422 bietet mit Fachwerkarkaden, den schmiedeeisernen Giebeln und den typisch bunt glasierten Ziegeln ein stimmungsvolles Ambiente.

Herz und Motor des Festivals ist seine Direktorin Anne Blanchard. Die passionierte Sängerin, die einer Familie von Militärs entstammt, studierte zunächst Geschichte. Die Liebe zur Historie und damit auch zur Alten Musik brachte sie zunächst dazu, in Beaune Interpretationskurse zu organisieren, die sich schnell zum Festival auswuchsen. Mit nur 1,4 Millionen Euro Etat gelingt dem familiären Drei-Personen-Festival immer wieder Außerordentliches. An vier Juli-Wochenenden ist Beaune längst

auch ein Schaufenster, wo man sich mit einer besonderen Aufführung einem breiten Medienspektrum präsentieren kann. So wie jetzt die neuzeitliche Uraufführung einer bisher unbekannten Erstfassung von Antonio Vivaldis „Orlando furioso“, die auch für die Vivaldi-Edition von Naïve eingespielt werden wird. In der privaten, in Turin aufbewahrten Notenbibliothek Vivaldis kannte man das merkwürdige, 17 verschiedene Handschriften aufweisende Manuskript schon länger. Doch erst seit sich Federico Maria Sardelli als neuer Herausgeber der Vivaldi-Vokalwerke damit beschäftigte, wurde ihm klar, dass Vivaldi hier die Oper eines unbekannten Kollegen nach und nach selbst neu geschrieben hatte, freilich ohne Namensnennung. Der dritte Akt ist zwar verschollen, trotzdem kann Sardelli auf 20 neue Arien verweisen. Auffällig ist wiederum die dramatische Kraft der Rezitative. Die Arien sind fast alle in schnellem Tempo, zum Teil wagt Vivaldi hier sehr schräge Harmonien.



Kein Skandal, die paar üblichen Regie-Buhs, ein gespannt folgendes Premierenpublikum und ein neuer „Fliegender Holländer“, der in zweifacher Hinsicht den Bayreuther Festspielen durchaus zur Ehre gereicht: zum einem als dichte, ausgeglichene, ideenreich im New Economy-Mileu angesiedelte Neuinterpretation eines alten Opernmythos; zum anderen als Entdeckung einer facettenreichen, von hellem Baritonklang bis zu abgründiger Bassschwärze reichenden Stimme – der von Samuel Youn. Der hatte mit nur einer Bühnenprobe die Vorstellung gerettet, die be-

Fotos: Bregenzer Festspiele Karl Forster



Bemannte Opernraumfahrt auf der Bregenzer Seebühne: Mit seiner Stanislaw-Lem-Adaption „Solaris“ sorgt der Komponist Detlev Glanert für moderne Töne. In der Hauptrolle: der Bariton Dietrich Henschel.



Dreimal Salzburger Festspiele: Neben Anna Netrebko und Piotr Beczala in „La bohème“ gab es Mozarts „Zauberflöte“ und „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauss.



droht war, als bekannt wurde, dass Evgeny Nikitin, der ursprüngliche Sänger der Titelrolle, wegen seiner widersprüchlichen, im Heavy Metal-, aber eben auch im Neonazi-Milieu angesiedelten Tätowierungen für die Festspiele nicht mehr tragbar war.

Regisseur Jan Philipp Gloger gibt keinen Bilderstürmer. Der Kaufmann Daland (wunderbar bassspießig: Franz Josef Selig) ist in seiner altmodisch anrührenden Jolle verlorenen gegangen zwischen den Stürmen bühnenfüllend blinkender Computerleitungen und Datenautobahnen. Da taucht der finstere Holländer auf, ein unbehauster Nicolas Berggruen der Wagner-Oper, der investiert und abstößt, der sich alles mit seinem Geld kaufen kann – auch ein Mädchen: Dalands Tochter. Die sitzt in Gestalt der lyrisch ihren Sopran in die Höhe schleudernden Adrienne Pieczonca in der zur Ventilatorenmanufaktur mutierten Spinnstube und bastelt sich eine Kinderwelt. Doch als der Traum ausgelebt ist und auch Selbstmord und Erlösung nicht klappen, stellt sie sich mit dem Holländer wenigstens in Positur: Und schon ist das neue Ventilatorenmodell mit Doppelschmuckfigur am Start. Christian Thielemann wirkt im Orchestergraben als Theatertier: Da

donnern die Stürme, schwingen die Tänze, hat aber auch das Leise, Bedrohliche Spannung und Tiefe.



Bei den Salzburger Festspielen brummt erneut der Musikladen. Erst bei der anregenden „Ouverture spirituelle“ mit hochkarätig besetzten geistlichen Konzerten, die etwa die Rückkehr Claudio Abbados (erstmal seit 1996!) brachten. Und auch die „Zauberflöte“ ist ausverkauft, obwohl sie enttäuschte. Nur durchschnittlich gesungen, von Nikolaus Harnoncourt mit seinem Concentus Musicus hart, schroff, virbratolos gerade, dabei sehr langsam zelebriert. Jens Daniel Herzog zeigt in den nachgebauten Arkaden der Felsenreitschule eine öde Breitwandszenenerie aus Klassenzimmer und Internatsschlafsälen sowie Vortragsräumen, wo weiß bekittelte Eingeweihte auf Sarastros blinkenden Sonnenkreisdetektor starren, der diesen mittels Schlauch am Hinterkopf am Leben hält.

Dann lieber die von Sven-Eric Bechtolf inszenierte „Ariadne auf Naxos“-Urfassung als restauratives Blendwerk. Da wird im neuen, alten Vorspiel nach Molières „Bürger als Edelmann“ auch Hofmannsthal zum Leben erweckt. Dessen

Briefliebe Gräfin Ottonie spiegelt sich später in der verlassenen Ariadne, das ist aber die einzige Idee, ansonsten wird mit präziösem Raffinement wie in einer Schaufensterauslage der Wiener Augarten-Porzellanmanufaktur das welt-schmerz-müde Kaiser-Österreich vor dem Untergang reanimiert. Daniel Harding dirigierte die Wiener Philharmoniker mit harscher Strauss-Hand, Emily Magee war eine brave Ariadne, Jonas Kaufmann im Leopardenzug ein erotischer Bacchus und Elena Mosuc eine zirzensische, aber kalte Zerbinetta. Das Publikum jubelte lange.

Weniger und kurz freilich bei der zum Mediengroßereignis hochstilisierten „La bohème“ – obwohl man eigentlich alles richtig gemacht hatte. Daniele Gatti dirigierte sachlich zurückhaltend, doch intensiv, Damiano Michieletto inszenierte zwischen einem riesigen Mansarden-Fenster, kleinen Häusern auf dem Pariser Stadtplan und einem Autobahn-Würstelstand mit surrealer Poesie. Anna Netrebko und Piotr Beczala sangen berührend klar und bezaubernd aufrichtig. Und trotzdem sprang der Puccini-Funke nicht über.

Das Hôtel-Dieu dient als malerische Kulisse für Barockopern beim Festival im burgundischen Beaune.



Bleiben Sie im Rhythmus!
Ihr

Manuel Brug

Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.